

Orthodoxe in Deutschland

Reinhard Thöle, Bensheim

Gegenwärtige Schätzungen gehen davon aus, dass in Deutschland etwa 1,5 Millionen orthodoxe Christen leben. Das bedeutet eine Verdreifachung in der Zahlenentwicklung während der letzten zwei Dekaden. Die Orthodoxie ist damit in relativ kurzer Zeit zur drittgrößten christlichen Konfession in dem Land geworden, das bisher geradezu klassisch durch das Neben- und Miteinander katholischer und reformatorischer Kirchen geprägt wurde. Gleichzeitig wird mit diesem Entwicklungsstand auch deutlich, dass Deutschland zu einer dauerhaften Heimat für die Kirchen der östlichen Glaubensüberlieferung geworden ist. Dass das neue Gewicht der orthodoxen Kirchen in Deutschland bisher in der Öffentlichkeit noch zu wenig zur Kenntnis genommen wird, liegt daran, dass die einzelnen orthodoxen Gläubigen, Gemeinden und Eparchien sich noch primär als zugehörig zu den Mutterkirchen ihrer Heimatländer betrachten und erst die Anfänge eines Weges beschritten haben, der zu einer eigenen orthodoxen Kirche in Deutschland führen könnte. Die gegenwärtige Zeit ist für die Orthodoxie in Deutschland wie in den anderen Ländern des ehemaligen Westeuropas eine hochinteressante Phase des Transfers von östlich-orthodoxen Identitäten und deren Auseinandersetzung mit ihrer neuen westlichen Umgebung. Auf der einen Seite gilt es für sie, ihre religiöse Identität zu bewahren, die zumeist einhergeht mit dem Gewand der nationalen Herkunft. Auf der anderen Seite muss sie ihre Herkunft auf den Prüfstand der neuen westlichen Umgebung stellen, gemeinsame Wege finden, die die nationale Herkunft überschreiten und die den nachkommenden Generationen die Glaubenstraditionen lieb und lebendig zu erhalten vermag.

Dauerhafte Heimat Deutschland

Im Rückblick war es für die Orthodoxie nicht immer so klar gewesen, dass Deutschland für sie zur dauerhaften Heimat werden sollte. Spuren orthodoxer Anwesenheit in Deutschland gehen zurück bis zur freundlichen Aufnahme des verbannten Kirchenvaters Athanasius in Trier. Koptische orthodoxe Soldaten der thebaischen Legion dienten nördlich der Alpen. Der Slawenapostel Method wurde um 870 in Ellwangen gefangen gehalten. Die Hl. Helena soll die Gereonskirche in Köln gebaut haben. An den Handelsniederlassungen trafen sich auch die Reisenden aus den Ländern der orthodoxen Tradition. Seit dem 18. Jahrhundert kam es zur Errichtung von östlichen Hof- und Botschaftskapellen, die Folge der verwandtschaftlichen Beziehungen des europäischen Adels waren. Der erste

Zustrom einer größeren Zahl orthodoxer Christen erfolgte nach der kommunistischen Machtergreifung in Russland. Es kam zur Gründung von Emigrantengemeinden. Während des Zweiten Weltkrieges konnten sich Gefangene und Zwangsarbeiter diesen Gemeinden kaum anschließen. Erst als das NS-Regime eine sogenannte „Russische Befreiungsarmee“ aufstellen wollte, wurden Lockerungen möglich. Nach 1945 kam es zu einem weiteren Zuwachs von Gemeindegliedern aus Russland, der Ukraine und anderen Ländern des kommunistischen Machtbereiches, von denen aber der größere Teil in andere westliche Länder weiterzog, weil ihnen Deutschland nicht als sicheres Zufluchtsland galt. Die Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer in den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs der Bundesrepublik Deutschland und der Nachzug ihrer Familien waren Auslöser für die Gründung der griechischen und serbischen Bistümer. Viele der sogenannten „Gastarbeiterfamilien“ gingen zuerst davon aus, dass sie nach Jahren ihrer Arbeit und des Geldverdienens wieder in ihre Heimat zurückkehren würden. Das Heranwachsen der in Deutschland geborenen Kinder und Enkelkinder und auch das Sterben der Elterngeneration in den Heimatländern änderten aber die Schwerpunkte der Lebensplanung und ließen die ursprünglichen Pläne verblassen. Auf dem Gebiet der ehemaligen DDR waren viele Arbeitskräfte aus Bulgarien tätig, die jedoch keine Gemeinden gründen durften. Neben den Emigrantengemeinden bildeten sich nach einer Änderung der Außenpolitik mehrerer kommunistischer Länder Anfang der 70er Jahre auch Bistümer, die von den osteuropäischen Patriarchaten gegründet wurden und in Rivalität zu den Emigrantengemeinden traten. Die Lage der orientalischen orthodoxen Kirchen in ihren Heimatländern als religiöse Minderheiten gegenüber dem übermächtigen Islam und der Bedarf an Arbeitnehmern in Deutschland führte in den letzten Jahrzehnten ebenfalls dazu, dass eine große Zahl von orientalischen Christen nach Deutschland kam und hier mit dem Aufbau des Gemeindelebens beginnen konnte. Koptische, armenische, syrische Bistümer entstanden in Deutschland, äthiopische und assyrische Bistümer in Europa, syroindische und eritreische Gemeinden in den Ballungszentren. Die militärischen Konflikte auf dem Balkan ließen Deutschland wieder zu einem vorübergehenden Zufluchtsland für serbische orthodoxe Christen aus Minderheitsgebieten werden. Nach der politischen Wende in Osteuropa erfolgte mit der Lockerung und Änderung der politischen und wirtschaftlichen Grenzen ein weiterer Zustrom orthodoxer Christen. Diese kurze Skizze verdeutlicht, dass es in Deutschland ein großes Spektrum unterschiedlichster orthodoxer Identitäten gibt, die durch verschiedene gottesdienstliche und kirchliche Traditionen, durch sprachliche, politische und wirtschaftliche Situationen der Herkunftsländer geprägt sind. Der Transfer dieser unterschiedlichen Identitäten in die Zusammenhänge der neuen, dauerhaften Heimat Deutschland führt dazu, dass die orthodoxen Kirchen sich in einer schwierigen Übergangs- und Aufbausituation einer großen Zahl von neuen Herausforderungen stellen müssen.

Zwischen nationalkirchlicher Identität und „deutscher Orthodoxie“

Der Aufbau orthodoxer kirchlicher Strukturen erfolgte überwiegend „von unten“ her. Gemeinden gründeten sich in Ballungszentren und holten Priester aus ihren Heimatländern nach. Danach gründeten sich Bistümer unter der Jurisdiktion ihrer Heimatkirchen. Diese Bistümer begannen einen gemeinsamen Weg. Eine „Ökumenische Kommission für die Unterstützung orthodoxer Priester“ war 1957 entstanden, um die Seelsorge an den Flüchtlingsströmen zu unterstützen. Sie wurde 1965 Körperschaft des Öffentlichen Rechtes. Der von der Genfer Dolmetscherin Ilse Friedeberg initiierte Freundeskreis „Philoxenia“ führte seit 1966 Regionaltagungen durch, bei denen orthodoxe Pfarrer eingeladen wurden, über ihre Heimatländer und die Situation ihrer Gemeinden zu berichten und um gemeinsam, aus unterschiedlichen Jurisdiktionen kommend, den Gottesdienst zu feiern und die verschiedenen orthodoxen Gemeinden vor Ort einander näher zu bringen. Die im Umfeld des Düsseldorfer Erzpriesters Sergius Heitz entstandene „Orthodoxe Fraternität“ hatte das Ziel, für eine jurisdiktionsübergreifende Zusammenarbeit orthodoxer Christen einen Rahmen zu schaffen. Die „Ökumenische Centrale“ der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK)“ erhielt 1974 einen eigenen Referenten, der für alle orthodoxen Kirchen in Deutschland zuständig sein sollte.

Im Mai 1994 wurde die „Gemeinsame Kommission der Orthodoxen Kirchen (später: „der Orthodoxen Kirche“) in Deutschland“ (KOKiD) gegründet. Die Bildung von gemeinsamen Kommissionen auf nationaler Ebene war im Vorbereitungsprozess für das „Große und Heilige Konzil“ der panorthodoxen Gemeinschaft angeregt worden. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten: Die Griechisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland, das unabhängige Erzbistum von Westeuropa, die Rum-Orthodoxe Kirche von Antiochien, die Berliner Diözese des Moskauer Patriarchates, die Russisch Orthodoxe Diözese der Auslandskirche, die Serbisch Orthodoxe Diözese, die Rumänisch-Orthodoxe Metropole sowie die Diözese von Westeuropa der Bulgarischen Orthodoxen Kirche. Lediglich die Polnische Autokephale Orthodoxe Kirche mit ihrer Gemeinde in Hamburg und die Ukrainische Autokephale Kirche waren nicht vertreten. Am Vorbereitungsprozess waren auch Vertreter der orientalischen Kirchen beteiligt, die sich jedoch der KOKiD nicht anschließen wollten. Die KOKiD ist gegenwärtig eine Delegiertenversammlung, zu der jede Kirche bis zu drei Vertreter entsenden kann und in der die Bischöfe jederzeit das Recht der Teilnahme haben. Zum Vorsitzenden wurde der zur Griechisch-Orthodoxen Metropole gehörende Theologieprofessor Dr. Dr. Anastasios Kallis aus Münster gewählt, der seitdem mit Tatkraft und großem Geschick die Kommission leitet und dabei nie das Ziel aus den Augen verliert, eines Tages die KOKiD in eine Bischofskonferenz der Orthodoxen Kirche in Deutschland umwandeln zu können.

Als gemeinsame Aufgaben sieht die KOKiD die Herausgabe des seit 1997 erschienenen unabhängigen Pressedienstes „Orthodoxie Aktuell“, die Koordination des orthodoxen Religionsunterrichtes, die Herausgabe deutschsprachiger gottesdienstlicher Texte und Lehrmaterialien und gemeinsame ökumenische Beziehungen. So erschien 2002 in gemeinsamer Verantwortung der Katechismus „Gott ist lebendig“.

Seit 1996 geben die Bischöfe der in der KOKiD vertretenen Kirchen ein gemeinsames Hirtenwort zum ersten Fastensonntag, dem „Sonntag der Orthodoxie“ heraus. Es wurde auch möglich, an diesem Sonntag jeweils einen zentralen Gottesdienst als Fernsehübertragung im Zweiten Deutschen Fernsehen zu senden, der besonders vorbereitet und fachkundig kommentiert wird. Die Geschichte der KOKiD zeigt, dass sich die zusammenwachsende Orthodoxie bemüht, in einer komplexen Situation einen gemeinsamen Weg zu beschreiten. Auch auf dem Weg zu einer größeren Einheit verstehen sich die orthodoxen Kirchen verschiedener nationaler Herkunft schon als „eine orthodoxe Kirche in Deutschland“. Dieses ist selbstverständlich auf Grund des ekklesiologischen Selbstverständnisses der Orthodoxie als einer Gemeinschaft von Kirchen, die geeint sind durch dieselben Überlieferungen in Gottesdienst, Glaubenslehre und Kirchenrecht. Wie weit und wie schnell die Zusammenarbeit der verschiedenen national geprägten Kirchen wachsen kann mit dem Ziel einer eigenständigen orthodoxen Kirche in Deutschland, die in eigener Verantwortung ihre Belange regelt, ist noch nicht abzusehen. Die letztentscheidende Verantwortung für die Angelegenheiten der einzelnen Kirchen in Deutschland trägt noch immer die Kirchenleitung in den Heimatländern. Der Weg der KOKiD bleibt somit ein Balanceakt zwischen gemeinsamen Interessen und Aufgaben und den Konzepten der Mutterkirchen.

An den Universitäten in Münster und München entstanden eigene orthodoxe Lehrinrichtungen, die die Stimme der Orthodoxie auf der Ebene der akademischen Theologie zu Gehör brachten und zum Angebot eigener Ausbildungsgänge für den Religionsunterricht und für Forschungsabschlüsse führten. Wegen der gegenwärtigen Finanzkrise der öffentlichen Hand und des Rückgangs der Zahl der Studierenden müssen diese Einrichtungen leider um ihre Existenz kämpfen.

Sicherlich wird sich die Orthodoxie vermehrt um die Möglichkeit von deutschsprachigen Gottesdiensten und Lehrmaterialien bemühen, um die nachwachsenden Generationen nicht zu verlieren. Das Ziel einer „deutschen Orthodoxie“ scheint aber so weit entfernt wie nie zuvor. Dieses Ziel war zur Zeit der alten politischen Bedingungen der Teilung Europas durch den Eisernen Vorhang erwachsen. In Deutschland gab es vor allem im Bereich der damals zahlenmäßig kleinen Gemeinden das Konzept, die Orthodoxie interessant zu machen für Deutsche auch aus anderen Kirchen. Diese Interessenten sollten bei ihrer Zuwendung zur Orthodoxie aber nicht den Schritt in eine andere nationale Identität mit deren Sprache, Kirchensprache und besonderer nationaler Gewohnheiten machen müs-

sen, sondern einer deutschen Orthodoxie begegnen, die orthodoxe und deutsche Identität miteinander verbinden konnte. Für dieses Konzept stand der Düsseldorfer Erzpriester Sergius Heitz, der mit deutschsprachigen Liturgieausgaben diesen Ansatz förderte. Aber auch in der russischen Auslandskirche wurde dieser Ansatz verfolgt und Textausgaben der gottesdienstlichen Tradition in Deutsch erstellt. An manchen Orten entstanden so deutsche orthodoxe Gemeinden. In einigen russischen Gemeinden wurde einmal im Monat der Gottesdienst in deutscher Sprache gefeiert. Innerhalb der bulgarischen Diözese gibt es in Buchhagen-Bodenwerder das „Deutsche Orthodoxe Dreifaltigkeitskloster“.

Die politische Wende im ehemaligen kommunistischen Osteuropa führte aber zu einem Zustrom von Gemeindegliedern aus den Mutterländern der Kirchen, der zu einer starken Vergrößerung der Gemeinden führte. Diese Entwicklung überrollte das Anliegen einer „deutschen Orthodoxie“, denn die Neuankömmlinge suchen in ihrer Kirche nun nicht nur die orthodoxe Glaubenstradition, sondern manchmal sogar mehr noch die nationale Heimat in fremder Umgebung und verstehen das Anliegen einer deutschen Orthodoxie nicht. Dieses führt sogar so weit, dass die deutschsprachigen Sonntagsgottesdienste deutlich schlechter besucht sind und den Priestern dafür Unverständnis entgegengebracht wird. Das Ziel eines gesamtorthodoxen Reifungsprozesses in Deutschland scheint zur Zeit unklarer als bisher.

Die orientalischen orthodoxen Kirchen stehen nicht in einem solchen klar geordneten Einheitskonzept zueinander wie die Kirchen der byzantinischen Tradition. Sie sind geeint durch die vorchalzedonischen theologischen Konzepte und folgen unterschiedlichen gottesdienstlichen Traditionen. Zwischen ihnen gibt es nicht eine Rangordnung in den Fürbittordnungen des Gottesdienstes. Sie halten an den aus ihrer Heimat kommenden kirchlichen und sozialen Zusammengehörigkeitsregeln fest, mit denen sie Jahrhunderte lang als bedrängte Minderheit überlebt haben. Daher kann man den Eindruck gewinnen, dass für sie ein engeres Zusammenrücken untereinander wie mit den Kirchen der byzantinischen Tradition, mit der auf der Ebene der theologischen Dialoge die traditionellen christologischen Unterschiede ausgeräumt worden sind, nicht so vorrangig ist.

Wunden der Vergangenheit

Die Zeit nach der politischen Wende in Osteuropa scheint noch zu kurz, als dass die Wunden der Spaltung, mit der die Orthodoxie auch in Deutschland auf Grund der kommunistischen Herrschaft leben musste, schon als geheilt angesehen werden können. Dieses betrifft zunächst die Spaltung zwischen den Kirchen der Heimatpatriarchate und den Kirchenstrukturen, die sich im Ausland zur Zeit des Kommunismus unabhängig von den Heimatkirchen gebildet hatten. Diese Etappe der Kirchengeschichte ist noch nicht aufgearbeitet. Die Auslandskirchen

bleiben bei den alten Vorwürfen, die Patriarchate hätten zu sehr mit dem Kommunismus zusammengearbeitet und seien kirchen- und ökumenepolitisch zu sehr manipuliert worden. Sie tragen eine große Sehnsucht nach Vereinigung mit ihren Heimatkirchen in sich, aber eine ebenso große Angst, bei einer Wiedervereinigung ihre personelle und finanzielle Unabhängigkeit zu verlieren. Die Patriarchate nehmen inzwischen auch eine differenzierte Haltung zu den schweren Zeiten ihrer Kirchen unter dem Kommunismus ein. Beide Seiten werden indirekt durch die stark ansteigenden Zahlen der Gemeindeglieder in der Diaspora zur Einheit gedrängt, da viele der neuen Gemeindeglieder die alten Spaltungen nicht mehr interessieren. Nachdem der russische Präsident Putin 2003 dem Ersthierarchen der russischen Auslandskirche Lawr (Schkurla) in den USA eine Einladung des Moskauer Patriarchen Aleksij (Ridiger) überbrachte, sind bisher bestehende inoffizielle Versöhnungsbemühungen zwischen beiden Kirchenflügeln in eine offizielle Phase getreten. Kommissionen zur Verständigung mit dem Ziel einer Vereinigung sind angekündigt und protokollarische Zeichen der Annäherung im gottesdienstlichen und hierarchischen Bereich gesetzt. In Deutschland bestehen beide Kirchenstrukturen nebeneinander, eine Gemeinde untersteht dem früher gern so genannten „unabhängigen“ Erzbistum von Paris, das unter der Jurisdiktion von Konstantinopel für russischstämmige Gemeinden Verantwortung übernommen hatte. Die russische Auslandskirche gehörte zu den Gründungsmitgliedern der KOKiD, musste diese aber verlassen, als sie eine Kirchengemeinschaft mit einer altkalendarischen Kirche eingegangen ist. In der Serbischen Orthodoxen Kirche hat es wegen der geschickten pastoralen Tätigkeit des in der Aufbauphase seit 1973 in Westeuropa wirkenden Bischofs Lavrentije (Trifunovic) einen einvernehmlichen Aufbau der Gemeinden gegeben. Auch die Bulgarische Orthodoxe Kirche schaut, trotz einer schwierigen nachkommunistischen Lage im Heimatland, in Deutschland dank der Tätigkeit ihres Metropoliten Simeon (Kostadinov) auf eine geeinte Kirche. Die verschiedenen Gemeinden der Rumänischen Orthodoxen Kirche konnten sich noch nicht wiedervereinigen. Ein Teil gehört zur Metropolie des Patriarchates von Bukarest, die traditionellen Auslandsgemeinden bilden ein eigenes Vikariat unter dem Dach der Griechisch-Orthodoxen Metropolie, zwei Gemeinden gehören anderen Jurisdiktionen an. Die Situation der ukrainischen orthodoxen Gemeinden ist komplizierter, weil sich die Forderung der Autokephalie (d.h. der Unabhängigkeit) gegenüber Moskau mit dem Weg der Auslandskirche im letzten Jahrhundert verbunden hatte. Während in den östlichen Gebieten der Ukraine die überwiegende Zahl der Gemeinden sich der Moskau unterstehenden autonomen ukrainischen Kirche zugehörig fühlt, bestehen vorwiegend in der Westukraine zwei Flügel der Autokephaliebewegung, die Ukrainische Autokephale Orthodoxe Kirche und die Ukrainische Orthodoxe Kirche des Kyiver Patriarchates. Beide autokephale Flügel haben Gemeinden in Deutschland; die traditionellen ukrainischen Exilgemeinden unterstehen jedoch der Jurisdiktion von Konstantinopel, die einen Bischof für Westeuropa und Aust-

ralien eingesetzt hat. Zu dem Komplex der Wunden aus der kommunistischen Zeit gehört auch das Wiederentstehen der katholischen Ostkirchen (oft „Unierte“ genannt), die zur Zeit des Kommunismus verboten und in die orthodoxen Kirchen eingegliedert worden waren. Vor allem in der Ukraine und in Rumänien ist es zu Konflikten nicht nur um Besitz, sondern um die eigene Identität einer katholischen Ostkirche im Gegenüber zu einer orthodoxen Ostkirche gekommen. In Deutschland war zur Zeit der Trennung von Ost und West das Verhältnis zwischen der ukrainischen orthodoxen und griechisch-katholischen Kirche eher unkompliziert; man benutzte die Gotteshäuser mancherorts sogar wechselseitig. Gegenwärtig wächst die Zahl der griechisch-katholischen Gemeinden in Deutschland. Das Oberhaupt der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, Großerbischof Kardinal Lubomyr Husar, ist trotz des Bemühens der Stärkung der Identität der eigenen Kirche von einem außerordentlichen Einigungswillen mit allen Kirchen der Kyiver Tradition getragen, der sich auch in Deutschland bemerkbar macht.

Die Frage der Vergangenheitsbewältigung ist noch nicht abgeschlossen. Wahrscheinlich werden kirchenpolitische Verhandlungen erst dann Erfolg haben, wenn in nachfolgenden Generationen die massiven Ängste abgebaut sind, die viele der gegenwärtigen Mitglieder der Auslandsgemeinden noch auf Grund eigener Erfahrung in sich tragen, und wenn in den Heimatkirchen eine neue Generation von Hierarchen herangewachsen ist, denen man nicht mehr eine zu große Nähe zum politischen System vorwerfen kann.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass es in Deutschland noch kleinere orthodoxe Gemeinden gibt, die zu den Strukturen der Altgläubigen, der Altkalendarier oder zu unabhängigen Jurisdiktionen nordamerikanischer Herkunft gehören.

In einem ökumenischen Umfeld

Die orthodoxen Kirchen in Deutschland haben von Anfang an ein gutes Verhältnis zu den traditionell beheimateten katholischen und evangelischen Kirchen gesucht. Nicht nur, weil sie Unterstützung im diakonischen Bereich oder gottesdienstliche Räume benötigten, sondern weil die weitsichtigen Bischöfe der Gründergeneration wie Metropolit Irinaios (Galanakis), der von 1971 – 1977 und Bischof Lavrentije (Trifunovic), der von 1989 – 1991 in Deutschland tätig war, die neue starke Präsenz orthodoxer Kirchen in Deutschland als eine genuine Aufgabe der ökumenischen Begegnung verstanden. So wurde zusammen mit der Aufbauarbeit und trotz mancher sprachlicher Barrieren der gemeinsame Weg mit anderen Kirchen vielleicht vom Terminkalender her, aber nicht vom Anliegen der Mehrzahl der Gemeinden als Belastung empfunden. Es entstand ein vielschichtiges Netz offizieller Beziehungen mit den katholischen und evangelischen Gemeinden. Die Orthodoxie ist Mitglied in der ACK und auf evangelischen Kir-

chentagen wie Katholikentagen präsent. Theologische Dialoge und Verständigungen über pastorale Aufgaben werden geführt. Mit der Evangelischen Kirche in Deutschland konnte 2002 eine Vereinbarung über die konfessionsverschiedene Ehe verabschiedet werden. Mit der römisch-katholischen Kirche und der Griechisch-Orthodoxen Metropole war schon 1993 ein ähnliches Dokument verabschiedet worden. Man kann sogar feststellen, dass die Krise, die in den vergangenen Jahren zwischen orthodoxen und den anderen Mitgliedskirchen im Ökumenischen Rat der Kirchen zu Tage getreten ist, Deutschland im Grunde unberührt gelassen hat. Die Besuche orthodoxer Patriarchen in Deutschland galten neben ihren eigenen Kirchen auch immer den anderen Kirchen, was in Festakten, Gesprächen und interkonfessionellen gemeinsamen Gebeten zum Ausdruck kam.

Vor Ort kommt es auf Gemeindeebene noch nicht zu so vielen Begegnungen, wie es wünschenswert wäre. Dies liegt zum Teil daran, dass die orthodoxen Gemeinden ihren Gottesdienst in ihrer Kirchen- oder Muttersprache feiern und selbst sich in einer Diasporasituation befinden. Das Interesse an den gottesdienstlichen und geistlichen Traditionen des Ostens ist aber in den evangelischen und katholischen Gemeinden auch durch die besseren Reisemöglichkeiten in traditionell orthodoxe Länder gewachsen. Gemeindeglieder stehen der Orthodoxie meist mit gutwilliger, ein wenig romantischer Offenheit gegenüber, in die sich ab und zu einige stereotype Vorurteile mischen. Dieses ist auf Seiten der Orthodoxie nicht anders.

Darüber hinaus bedeutet die Anwesenheit der Orthodoxie in Deutschland theologisch aber, dass das ostkirchliche hermeneutische Modell und Selbstverständnis einer Kirche der eucharistischen Identität neben die evangelischen und katholischen Ansätze tritt und mit ihnen in einen Dialog treten könnte. Darin läge die Chance, dass das ökumeneerprobte Modell evangelisch-katholischer Begegnung auf die Orthodoxie ausgeweitet werden könnte, was zumindest in Ansätzen versucht wird. Denn die Orthodoxie fordert die in Lieblingskontroversen verhakten Kirchen des Westens auf, diese mit anderen Augen zu sehen. Und die Westkirchen fordern die Ostkirchen auf, sich anderen theologischen Fragestellungen zu öffnen. Dieses ließe sich an den Fragen von Amt und Eucharistie, Taufe und Kirche, Wort und Sakrament durchbuchstabieren. Alle Traditionen sind aufgerufen, gemeinsam herauszufinden: Was sagt die Hl. Schrift, was sagen die Traditionen der Kirche wirklich und welche Bedeutung hat die Feier des Gottesdienstes für die Gemeinschaft der Glaubenden. Nur so können sie einen erneuerten, gemeinsamen Weg zur Einheit finden und hermeneutische Schwierigkeiten und ererbte Engführungen in einzelnen konfessionellen Traditionen überwinden. Dadurch lassen sich alte stereotype Verkürzungen, wie sie in den konservativen Flügeln aller Kirchenfamilien gern als traditionelle, emotionale Blockierungen gegenüber den anderen weiterverwendet werden, beenden. Die Liste solcher Stereotypen wie: Kult contra Erweckung, Schrift contra Tradition,

Väter contra Moderne, ließe sich lang fortführen. Wie weit die Kirchen aber gegenwärtig solch vertiefte Dialoge wollen, die Änderungen nach sich ziehen müssten, ist mit einem großen Fragezeichen zu versehen in einer Zeit, in der es eher um die Bewahrung des eigenen konfessionellen Milieus zu gehen scheint, und die von verschiedenen Krisen gekennzeichnet ist, für die das Wort „Finanzkrise“ nur die Sammelchiffre zu sein scheint.

Wenn man Geschichte nicht nur als Produkt säkularer Entwicklungen, sondern auch als Geschichte Gottes mit seinem Volk ansieht, dann kann die Anwesenheit der orthodoxen Kirchen in Deutschland weder für sie selbst noch für die anderen Kirchen eine Zufälligkeit sein, sondern eine Wegführung und ein Geschenk Gottes. Wenn als Konsequenz dieser Wegführung Gottes etwa nur ein distanziertes neues Nebeneinander der Kirchen nun mit orthodoxer Beteiligung herauskommen sollte, wäre dieses mehr als dürftig in einer Zeit, in der sich das Zusammenwachsen Europas in einer sich globalisierenden Welt vollzieht. Der Transfer einer Vielzahl orthodoxer kirchlicher Identitäten nach Deutschland mit allen seinen Schwierigkeiten und Herausforderungen für die Orthodoxie selbst kann nur dann zu weiteren glücklichen Schritten führen, wenn davon die Identitäten aller christlichen Kirchen berührt werden.